



Renate Mayntz

Ist „neu“ immer „besser“? : Kritisches zur Mainstream-Schelte

In: Zuviel Mainstream oder: Wie kommt das Neue in die Wissenschaft? : Streitgespräche in den Wissenschaftlichen Sitzungen der Versammlung der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften am 5. Juni 2015 und am 27. November 2015. – Berlin: 2016, S. 22-25 (Debatte ; 15)

Persistent Identifier: [urn:nbn:de:kobv:b4-opus4-25552](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:kobv:b4-opus4-25552)

Die vorliegende Datei wird Ihnen von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften unter einer Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 3.0 Germany (cc by-nc-sa 3.0) Licence zur Verfügung gestellt.



Renate Mayntz

Ist „neu“ immer „besser“? Kritisches zur Mainstream-Schelte

Eine Debatte, die fragt, ob es nicht „zu viel Mainstream“ gebe und wie denn „das Neue in die Wissenschaft“ komme, unterstellt stillschweigend, dass „neu“ generell wünschenswert, dass es gut ist. Genau das unterstellt auch die Innovationsforschung und die sich an ihr orientierende „Innovationspolitik“: Innovation – das Neue – wird positiv bewertet, ohne zu fragen, um *was* für eine Innovation es sich handelt und warum sie gut ist. In der Innovationspolitik wird angenommen, ja stillschweigend vorausgesetzt, dass Innovation zu wirtschaftlichem Wachstum führt. Wobei auch „Wachstum“ – selbst wenn man es am Bruttosozialprodukt misst – qualitativ eine Black Box bleibt. Der Zusammenhang von Innovation und Wachstum wird deutlich im Titel der gerade erst von der Europäischen Kommission gestarteten Initiative „Unleash innovation to spur growth in Europe“. Man muss sich kritisch fragen, ob hier nicht Innovation, das Neue – ähnlich wie Wachstum – zum Fetisch wird. Begegnen wir hier der überholten Fortschrittsideologie des 19. Jahrhunderts in neuem Gewand?

In dem Exposé, das die Debatte über „Zuviel Mainstream“ angeleitet hat, wird Innovation eng mit Risikofreudigkeit verbunden, die damit ebenfalls generell positiv bewertet wird. Aber hat uns nicht die Risikofreude der Banker gerade in die jüngste Finanzkrise geführt? Sollten Wissenschaftler sich Banker zum Vorbild nehmen? Ich denke es lohnt sich, kritisch nachzufragen, was Risikofreude und was *Das Neue* in der Wissenschaft, in verschiedenen Bereichen der Wissenschaft oder, noch weiter ausholend, in verschiedenen Bereichen verwissenschaftlichter Praxis bedeutet – worin das *Risiko* und das *Neue* jeweils besteht.

In der Wirtschaft bedeutet Innovation die Entwicklung neuer Produkte, die sich profitabel verkaufen lassen, oder neuer Produktionsverfahren – wobei nicht gefragt wird, ob das neue Produkt für die Verbraucher oder das neue Verfahren für die Gesellschaft förderlich ist – man denke an Industrie 4.0. Innovation ist die Voraussetzung für das wirtschaftliche Überleben von Unternehmen im Wettbewerb; das Risiko bei der Produktinnovation ist der Flop,

verlorenes Geld, auch wenn das in der einschlägigen Literatur nicht besonders thematisiert wird. Das ist im Finanzsystem anders: Hier steht seit der jüngsten Krise die Risikobereitschaft der Banker im Vordergrund der Diskussion. Ob es um den Eigenhandel der Banken oder die Vergabe von Krediten geht: Ohne Risiko gibt es keine Chance, Profit zu erzielen. Wirtschaftliches Überleben und Profit, beides eng verbunden aber nicht dasselbe, sind in Wirtschaft und Finanzsystem die Frucht von Risikobereitschaft und Innovation. Die Konsumenten, die Steuerzahler und Bürger tragen die Folgen – im Guten wie im Bösen.

In der Technikentwicklung – und damit in den Technikwissenschaften – ist *Können* die Frucht von Innovation – „neu“ heißt „besser“, besser heißt schneller, leichter, billiger – ob es um Licht, Verkehr oder Kommunikation geht. Das Risiko ist hier, dass das Neue nicht funktioniert. Im Unterschied zu den Wirtschaftswissenschaften ist das Janusgesicht des Neuen sowohl in den Technikwissenschaften wie in den angewandten Naturwissenschaften präsent. Bei fast allen naturwissenschaftlich basierten technischen Neuerungen wurde und wird die Möglichkeit negativer Folgen gesehen. Das galt schon für die Eisenbahn, es gilt für die Nukleartechnik, die Biotechnologie und neuerdings auch für die digitale Kommunikationstechnik – man denke nur an den Skandal um die Abhörpraktiken der amerikanischen NSA. Anders als in der Welt der Wirtschaft gibt es wenigstens im Bereich der angewandten Natur- und Technikwissenschaften Bemühungen, mögliche negative Folgen von Innovation vorherzusehen und – vielleicht – zu verhindern. So gibt es eine institutionalisierte Technikfolgenabschätzung und es wird immer wieder offen darüber diskutiert, ob das wissenschaftlich-technisch Mögliche – Kernkraft, Drohnen, Genmanipulation – auch erlaubt sein und getan werden soll.

Die Frucht des Neuen in nicht unmittelbar praxisbezogenen Disziplinen ist kein Können, sondern ein Wissen. Erkenntnis gilt hier als Wert an sich. Allerdings existiert eine große Grauzone, in der nicht klar zwischen erkenntnisbezogener Grundlagenforschung und anwendungsbezogener Forschung getrennt werden kann. Während in der Industrie gelegentlich betrieben wird, was man als naturwissenschaftliche Grundlagenforschung bezeichnen könnte, findet in Universitäten und in Instituten der Max-Planck-Gesellschaft oft genug zumindest potentiell anwendungsbezogene – also praxisrelevante – Forschung statt.

Dabei stellt sich ein möglicher Anwendungsbezug oft genug unerwartet im Zuge erkenntnisbezogener Grundlagenforschung heraus. Neues Wissen über

die Beschaffenheit der Welt zu gewinnen setzt nicht nur die Bereitschaft voraus, bislang für wahr Gehaltenes anzuzweifeln, sondern auch die Fähigkeit zu erkennen, dass etwas gar nicht Gesuchtes, ja den ursprünglichen Erwartungen Widersprechendes der Wirklichkeit näher kommt als das bisher Geglaubte. Das war so bei der Entdeckung von Amerika, von Bakterien und von Penicillin.

In allen Wissenschaften, die empirisch fundierte Aussagen über Sachverhalte machen, unterliegt „das Neue“, die Hypothese, die einen neuen Effekt, einen neuen Kausalzusammenhang behauptet, dem Risiko der Falsifizierung, der Widerlegung. In allen experimentellen Wissenschaften kann die misslungene Falsifizierung als Bestätigung dienen, zutreffendes, „objektives“ Wissen gewonnen zu haben. Wenn aber vor allem Orientierungswissen produziert, Wirklichkeit gedeutet wird, kann das „neue Wissen“ nicht sachlich falsch sein. Was nicht falsch sein, also nicht falsifiziert werden kann, wird auch nicht auf seine Folgen hin untersucht: Es gibt in der Philosophie und auch in den Wirtschafts- und Sozialwissenschaften keine „Theorie-Folgen-Abschätzung“ ex ante, obwohl Theorien Folgen haben, „performativ“ sind. Das gilt nicht nur für Theorien über das Börsenverhalten und für die Theorie effizienter Märkte, sondern – auf andere Weise – auch für die Gesellschaftstheorie von Karl Marx. Für die Innovatoren besteht das persönliche Risiko darin, dass die neue Interpretation, der neue konzeptuelle Ansatz oder, wie es heute gern heißt, der neue „turn“ in der Fachgemeinschaft nicht angenommen wird, keine neue Schule begründet und ihre Reputation nicht erhöht. Für negative politische, ökonomische oder kulturelle Folgen ihrer kognitiven Risikofreude werden Theoretiker selten bestraft.

Die hier angedeuteten Unterschiede zwischen verschiedenen Wissenschaftsbereichen überzeichnen gewiss reale Differenzen. In allen Disziplinen wirken soziale Mechanismen darauf hin, dass der Elaboration eines bestehenden Paradigmas Vorzug vor seiner Infragestellung gegeben wird. Das in soziologischen Untersuchungen des Konnubium und von Freundschaftsbeziehungen evidente „Gleich zu Gleich gesellt sich gern“ spielt hier ebenso eine Rolle wie die – durchaus „vernünftige“ – Vorherrschaft renommierter Wissenschaftler als Gutachter in Förderinstitutionen, Zeitschriftenredaktionen und Berufungskommissionen. Ein schönes Beispiel für den Trend zu Bestätigung statt zu systematischem Zweifel fand ich kürzlich in einem Call for Papers im Journal of European Public Policy; ich zitiere: „contributions are expected ... to apply (viz!) theoretical knowledge to a recent phenomenon and/or to provide fresh empirical support (viz!) for their claims“. Die Herausbildung von epistemic

communities, die Proliferation von Forschungsverbänden und von Autorenkollektiven sind die sichtbare Folge, wenn nicht Skepsis sondern Bestätigung hoch im Kurs steht. Das gilt keineswegs besonders oder gar nur für die Geistes- und Sozialwissenschaften. Auch die meisten Forscher in den nicht unmittelbar anwendungsrelevanten, eher grundlagenorientierten Naturwissenschaften neigen zur Gruppenbildung und gegenseitigen Bestätigung mehr als zu grundsätzlicher Skepsis und Kritik. Dennoch liegt in der unterschiedlichen Bedeutung von „Neuem“ und dem Umgang mit dem Risiko von Innovation in verschiedenen Disziplinen ein Grund dafür, dass besonders in den nicht-experimentellen, den nicht dem Lackmus-Test praktischer Anwendung unterworfenen Wissenschaften soziale Mechanismen der Schließung einem Paradigmenwechsel (Kuhn) entgegenstehen und so den Mainstream perpetuieren. Gegen den Strom zu schwimmen bedarf immer einer gewissen persönlichen Risikobereitschaft. Es kann aber nicht darum gehen, diese *persönliche* Risikobereitschaft zu fördern, etwa indem man auch in der Wissenschaft *venture capital* einsetzt und Vorhaben fördert, nur weil sie „neu“ sind und niemand von den Etablierten etwas von ihnen hält. Wichtiger wäre es, die Sensibilität für die möglichen Wirkungen einer Innovation zu steigern, sei sie theoretisch oder praktisch. An diesem Punkt allerdings betritt man vermintes Gelände: Vom Wissenschaftler zu verlangen, seine Neu-Gier nur auf Gegenstände zu richten, in denen Innovation als positiv erachtete Folgen zu zeitigen verspricht, gerät schnell mit dem – allgemein für fortschrittsfördernd gehaltenen – Gebot wissenschaftlicher Freiheit in Konflikt. Welche Instanz kann und darf bewerten, ob eine gegebene oder gesuchte Innovation wünschenswert wäre und zu fördern ist? Der hier aufscheinende Konflikt ist, wie viele grundsätzliche Konflikte, nicht lösbar; in der Praxis kommt es darauf an, sich eines solchen Konflikts bewusst zu sein, und ihn von Fall zu Fall zu bewältigen.